

Die Zeitungs Welt

Nr. 7

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Die Insel der Seligen.

Schluss.)

Novelle von August Strindberg. Autorisierte Uebersetzung.

11.

Die Gesellschaft hatte jetzt den Höhepunkt oder das Ideal von Verkehrtheit erreicht. Das Nützliche war in Verachtung geraten, und das Unnütze war geehrt.

Es war ehrenvoller, einen Apfel zu zeichnen, wofür man Professor und Ritter wurde, als einen Apfelbaum zu pflanzen, wofür man nur zinspflichtig wurde. Ein Stück zu spielen, genoß mehr Ansehen und war höher geehrt, als ein Stück zu schreiben; oft spannte sich das Publikum vor den Wagen einer Schauspielerin, um sie vom Theater nach Haus zu ziehen, wenn man wirklich ein gutes Stück gesehen hatte.

Alle, die die Gerechtigkeit hinderten, einer Abrechnung mit dem elenden Zustand entgegenarbeiteten, die Not noch größer machten, den Unschuldigen bestrafte, wurden durch Klemten, Pensionen und Orden ausgezeichnet.

Am idealsten entwickelte sich das Leben in den Städten. In der Königsstadt wohnten dreihunderttausend Menschen auf einem Fleck, der nicht größer war als einige Hektar. Man konnte also, wenn man dieses Steingrab sah, das der Stolz der Bewohner war, sofort ausrechnen, auf wieviel Fuder Dung es ruhte, denn nicht jeden Tag wurde die Stadt gereinigt. Und der Gestank, den die Städter nicht merkten, erzeugte Krankheiten.

In hohem Grade trug dazu auch die ideale Bauart bei. Man hatte nämlich, statt die Häuser in Terrassen nach der Sonnenseite anzulegen, sie in langen Strängen gebaut, zwischen denen Fußsteige liefen, und zwar so schmal, daß nur wenige von den Einwohnern Licht in ihren Zimmern hatten. Wie bei gewissen Völkern, die

in Tälern zwischen hohen Bergen wohnen, entstand auch hier eine Krankheit, die unter dem Namen Kretinismus die Funktionen des Gehirns änderte und den Idiotismus erblich machte. Die Städter wurden denn auch so kretinös,

daß ein Bauer nicht verstand, was sie sprachen. Ihre Begriffe hatten sich so verwirrt, daß die, die's dazu hatten, am Tage schliefen und nachts aßen und tranken; was natürlich noch mehr Krankheiten hervorrief. Auf kleinem Platz zusammengeedrängt, lagen sie sich

beständig in den Haaren; was ja nicht wunderbar war, da sie sich gegenseitig ja stören, stoßen und treten mußten.

Der zunehmende Kretinismus hatte eine Hülflosigkeit zur Folge, die sich dem Zustand der Kindheit näherte. Viele tausend Mark Gold mußte man darum an Wächter zahlen, die unter dem Namen Polizei auf den Straßen umhergingen, Betrunkene nach Haus brachten, Ueberfahrere heimtrugen, Ohnmächtigen Wasser holten, alle Hausnummern wußten; sagten, wo der Barbier wohnte, wo Feuer war und so weiter.

In diese Städte strömten vom Lande alle Burschen und Mädchen, die keinen Grundbesitz zu erben hatten. Die Burschen wurden als Sklaven angenommen, die Mädchen suchten Stellung als Sklavinnen.

Unglücklich, wie die Städter waren, suchten sie beständig ein Heilmittel in alkoholhaltigen Getränken, die an öffentlichen Orten genossen wurden. Bei jedem Genuß einer größeren Menge Alkohol, der nur in männlicher Gesellschaft vor sich ging, pflegte man ein besonderes Glas auf seine Frau, die zu Haus geblieben war, weil sie die Kinder nicht allein lassen konnte, zu trinken, und ein Glas auf die Säuslichkeit.

Bei ganz großen Verauschungen begann man damit, daß man ein großes Glas Alkohol auf den König und eins aufs Vaterland trank, manchmal auch eins auf die reine Höllelehre. Die ganze Idealgesellschaft von dreihundert-



Photographie u. Verlag von Franz Hanfstaengl, München

Klein-Evchen. Gemälde von E. Veith.

tausend Menschen behauptete, für das Wohl des Volkes zu arbeiten. Ging man aber morgens vor die Tore und auf den Markt, wo die Bauern ihnen Proviant brachten, konnte man sehen, wer sie ernährte.

Als Ersatz bekamen die Bauern etwas Geld, das zur Steuer draufging; ferner bekamen sie Delgemälde zu sehen, Vorlesungen und Schauspiele zu hören, für die sie jedoch nie Zeit hatten; das war aber ihre eigene Schuld, denn es stand ihnen ja frei, sie zu hören, wann sie wollten, natürlich gegen besondere Bezahlung.

Ferner bekamen sie Lehrer, die sie die Sittenlehre und das Ruhmesbuch lehrten, natürlich gegen besondere Bezahlung; und Sonntags kriegten sie einen Eimer Schelte vom Pastor, der ihnen sagte, sie seien große Sünder.

Dies alles, das man die gesegneten Früchte der Bildung nannte, bekamen sie (gegen besondere Bezahlung) dafür, daß sie Proviant in die Stadt brachten für die, die verhungern würden, wenn die Bauern eines Morgens nicht zum Markt kämen.

Und das ließen sich die Bauern gefallen.

In der Stadt aber gab es stets Arme und Mißvergnügte, und dieser mußte man sich schließlich annehmen, denn sie wurden gefährlich. Man richtete für sie allgemeine Barmherzigkeitshäuser ein, die Gefängnisse hießen; darin stellte man Versuche an, von wie wenig ein Mensch leben könne. Und als man das heraus hatte, entdeckte man, daß die Arbeiter schlemmten.

Als sich die Arbeiter zu arbeiten weigerten, denn die Arbeit war frei, wurde die Arbeit unfrei gemacht, und man zwang sie mit Waffengewalt zur Arbeit.

Als schließlich das Mißvergnügen und die Gärung zu groß, die Steuern unerträglich wurden, und man die ganze Schuld auf den Regenten warf, ersand dieser ein neues Regierungssystem, das nach vielen Schereereien unter dem Namen parlamentarischen System oder Verantwortungssystem angenommen wurde.

Ein eigentümliches und in seiner Art gutes Beispiel in dieser Regierungsart war der parlamentarische Akt, der das Verbergeigewerbe behandelte.

Sechs Gerber hatten fünfundsanzig Jahre lang schlechtes Leder zu teurem Preis gemacht. Eines schönen Tages nahmen sich die Jäger, die noch in der Nachbarschaft lebten, vor, gutes Leder zu billigem Preis einzuführen. Das Volk jubelte über die Neuigkeit; die sechs Gerber aber, die in der Medekammer oder Parlament saßen, stellten den Antrag, Zoll auf das Leder der Jäger zu legen. Die einheimische Industrie mußte geschützt, die Landeskinde dürften nicht aufgefressen werden usw.

Sie setzten den Zoll durch! Wegen dieser sechs Gerber mußte das Volk weiter schlechtes Leder zu teurem Preis kaufen.

Diese Art hieß Schutzoll, weil dadurch das Privatinteresse auf allgemeine Kosten geschützt wurde.

Der verantwortliche Minister aber hielt die Gelegenheit für günstig, einen Landeshauptmannsposten zu übernehmen; heuchelte also großen Verdruß und ging ab; erhielt die Stelle und zugleich den Cherubimorden, der sonst nur großen Männern als Belohnung verliehen wurde.

Aber das traurigste von allem war, daß der Kretinismus nach und nach ein angeborenes Gebrechen wurde wie die körperlichen Schwächen. Die Kretins, die sich den bürgerlichen Intelligenzfreis nannten, weil sie ihren Kretinismus nicht einsahen, waren allmählich so entartet, daß sie das Bewußtsein von ihrer Gehirn-erweichung verloren und im Gegenteil die Weisesten des Staates zu sein glaubten.

Da sie die Kriegsmacht zu ihrer Verfügung hatten, begann die Gesellschaft beinahe einem Irrenhaus zu gleichen, dessen Patienten revol-

tiert und ihre Herzge und Wächter eingesperrt hatten.

Es kam zu den tollsten Auftritten.

Die Folge davon, daß der Kretinismus jahraus jahrein gepflegt, bezahlt und begehrt wurde, war allmählich die, daß viele Unglückliche Kretins zu werden wünschten, um Ehre und Geld zu erhalten.

Auch sollte der Kretinismus jetzt durch die Schulen verbreitet werden; das ging aber nicht so schnell, denn das Volk hing mit allen Sinnen noch durch die Erinnerung an dem Alten, das manches Vernünftige befaßen hatte, wenn es auch in vielen Stücken schlechter war. Wenn sie aber immer und immer wieder sahen, wie man nur dadurch Ansehen bekam, daß man die Ansichten der Mächtigen teilte, mußten sie gegen ihren Willen die anerkannten Ansichten wenigstens ansprechen, wenn sie sie auch nicht hegten; und als sie sich schließlich zu der gleichen Meinung wie die Oberen hinaufgearbeitet hatten, waren diese Gedanken bereits alt und verbraucht.

Es herrschte also eine unaufhörliche Hezjagd, eine ewige Reibung und Unruhe in der Gesellschaft und ein niemals ermüdendes Mißvergnügen. Und wenn sich die Ohnmächtigen in Masse gegen die Mächtigen erhoben und ihnen die Macht raubten, erneute und wiederholte sich sofort das alte; die oben unterdrückt gewesen, sahen sich nach der Erhebung Unterdrückter werden. Das hätten sie sich nicht träumen lassen!

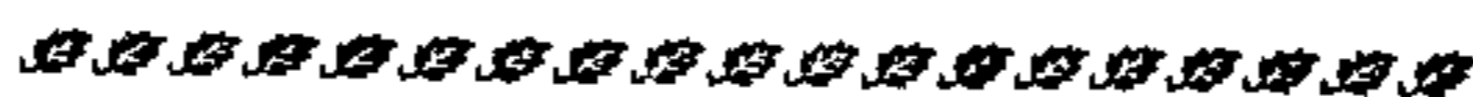
Da warfen sich alle Denkenden mit Wut über die Frage der Verbesserung der Gesellschaft, und eine Menge Sekten entstanden, die ein heiliger Eifer entflammte, zu jedem Preis dem Unglück, der Not und dem Bank ein Ende zu machen.

Eine Sekte verfolgte die Ansicht, die Gemeinde müsse in Ruhe wachsen wie eine natürliche Wiese, auf der Kraut und Unkraut um die Wiesen kämpfen müßten, auch auf die Gefahr hin, daß das Unkraut als das stärkste herrschen werde.

Eine andere Sekte war der Ansicht, die einzige Rettung liege nicht in einer Lösung der Fragen, die unlösbar seien, sondern in einer Generalsprengung des ganzen Planeten Tellus; als geschaffen aus nichts, werde er sicher zu seinem Ursprung zurückkehren usw.

Während diese und andere Sekten um die Oberherrschafft kämpften, blieb die Gesellschaft beim alten, suchte in der Vergangenheit Beweise für die unergleichliche Güte der Gegenwart, nahm ältere, abgelegte Formen wieder auf, diktierte Beschlüsse und machte Gesetze, die Unterklasse zu knebeln.

Noch nie hatte eine solche Eintracht unter den leitenden Männern geherrscht, die deshalb der Ansicht waren und beweisen ließen, daß dies die wahre Insel der Seligen sei, während die Regierten immer mehr in ihrem alten Glauben bestärkt wurden, daß es ganz sicher die Insel der Unseligen sei. —



Zeit bringt Rosen.

„Ach Elsiein, liebes Elsiein,
Wie gern wär ich bei Dir!
So sind zwei tiefe Wasser
Aohl zwischen Dir und mir.“

„Das bringt mir große Schmerzen,
Herzallerliebster Osell!
Red ich von ganzem Herzen,
Hab's für groß Ungefäll.“

„Hoff, Zeit wird es wohl enden,
Hoff, Glück wird kommen drein,
Sich in all's Gut verwenden,
Herzliebtes Elsiein!“

Volksheld.

Die Kölner Juden im Mittelalter.

Von H. Cauffenberg.

(Schluß.)

In Köln am Rhein saßen die Juden seit der Römerzeit. Alle Wandlungen der römischen, merowingischen und karolingischen Gesetzgebung hatten sie durchgekostet, bis ihnen kaiserliche Schutzbriefe wieder eine gesicherte Stellung gewährten. Je mehr aber der Judentum den Charakter eines Regals annahm, je mehr ward er für die Kaiser zu einer ergiebigen Finanzquelle, die wie die übrigen Regalien zuguterletzt auch an die Fürsten, Herren und Bischöfe kam. Unter den Regalien, die Otto II. 979 an den Wormser Bischof nach dem Muster der Vergabungen an den Kölner Stuhl verlieh, wird der Judentum noch nicht erwähnt. Doch scheint das Judentum bald darauf in die Hand der Kölner Erzbischöfe gelangt zu sein. Unter dem doppelten Schutz des Kaisers und der Bischöfe entfalteten dann die Juden in dieser Stadt eine rege Handelstätigkeit, bis sich mit den Strenzzügen von Frankreich her das Unheil über sie heranzog.

Der Gottesfriede in Frankreich, die ersten Anfänge eines Landfriedens in Deutschland hatten die Fehden eingedämmt. Es war aber auch das Lehnswesen im Zeitalter der Strenzzüge noch in voller Heraus- und Umbildung begriffen. Stand der fahrende Sinn der Ritter, deren Handwerk der Krieg, in die Ferne, so gleichfalls der Geist der aufbegehrenden Städte und ihrer Kaufmannschaft. War doch damals weniger ein lokaler Handel mit Erzeugnissen des Kunstfleißes als ein solcher mit vorwiegend Naturalprodukten in die Ferne möglich. In Deutschland brach die Reaktion gegen die Juden und ihren Handel zuerst am Oberrhein los, um von hier über Speier, Worms, Mainz auch nach Köln vorzudringen, das als Sammelplatz für die Kreuzfahrer bestimmt war. Im Gefolge des Kreuzheeres zog viel landsflüchtiges und zuchtloses Volk heran; aber auch die Kreuzfahrer selbst waren durchaus in der Noheit und dem Aberglauben ihrer Zeit befangen. Krankheit und Mißwachs gab man leicht der Zauberei und Bosheit der Juden schuld; ihr Eigentum galt als Diebesgut, das dem unrechtmäßigen Besitzer gewaltsam dürfe genommen werden. Ende Mai 1096 kam der Sturm zum Ausbruch. „Da verbargen sich die Juden in den Häusern ihrer Bekannten. Am 30. Mai aber entstand Lärm und Schrecken; es erhoben sich nämlich die Feinde, zerstörten die Häuser, rissen die Türen ein und machten viele Beute, ohne daß Rettung vor ihnen möglich war. Hierauf brach das Volk in die Synagoge ein, riß die Gekerkerten heraus, trieb mit denselben Spott und trat auf den Straßen auf ihnen umher am Festtage des Herrn, an welchem einst die Thora gegeben war, welche nunmehr Frevler zerrissen und zertraten und Uebelthäter schändeten und verbrannten.“ So schreibt ein jüdischer Chronist. Drei Tage währten die Greuelthaten. Viele Häuser und die Synagoge wurden zerstört, die Insassen abgeschlachtet und ihre Schätze geraubt. Manche Juden erschlugen in der Verzweiflung Weib und Kind mit eigener Hand, um sich dann selber den Tod zu geben. „Zweihundert Juden, die auf ein Schiff sich geflüchtet, um auf dem Rhein zu entkommen, wurden ergriffen und schonungslos ermordet.“

Ähnliches ereignete sich, als zur Zeit des folgenden Kreuzzuges erneut die Flut des Fanatismus über die Juden dahinstürmte. Wohl tat Bernhard von Clairvaux bei seinen Kreuzpredigten, was in seinen Kräften stand, um dem Ausbruch von Judenverfolgungen vorzubeugen. Aber auch er vermochte nicht, den aufgewühlten Leidenschaften zu gebieten. Die Predigten des Mönches Rudolph, der in fanatischem Eifer gegen die Juden hegte, brachten die Bewegung

ins Rollen. Auch die Kölner Juden wurden fürchtbar heimgesucht. Zwar öffnete der Erzbischof Arnold den Vertriebenen seine Weste Wollenburg als Zufluchtsstätte; aber daß viele ankamen, konnte er nicht verhindern. Als der Sturm sich gelegt hatte, kehrten die Juden unter dem Geleit des Erzbischofs in die Stadt zurück und über die Schuldigen erging ein strenges Strafgericht.

Vorgänge dieser Art mahnten die Juden, sich neben dem kaiserlichen und bischöflichen noch anderweitigen Schutz auszuwirken. In dieser Zeit öffnete ihr Geld ihnen die Pforte des päpstlichen Hofes. Zumeist jedoch mußte ihnen daran gelegen sein, sich Duldung und Schutz seitens der Stadt selber zu verschaffen. Zwar lag der Judenschutz eigentlich in den Händen des Erzbischofs, der die Juden des Erzstiftes vom Reich zu Lehen hielt, aber je selbständiger sich das Kölner Gemeinwesen gegenüber dem Erzbischof entwickelte, um so mehr suchte es auf das Judenregal als eine ergiebige Finanzquelle die Hand zu legen. Ward den christlichen Bewohnern nur gegen eine bestimmte Gebühr das Bürgerrecht verliehen, so schien es billig, auch die Juden bei ihrer Niederlassung zu städtischen Abgaben heranzuziehen. Die Stadt übernahm damit zunächst nicht den Schutz der Juden, der ja dem Bischof eignete, aber sie sprach doch ausdrücklich ihre Duldung aus. Damit mag es zusammenhängen, wenn die Urkunden des 12. Jahrhunderts viele von auswärts zugezogene Juden zu erwähnen wissen; Einzöglinge werden genannt aus Trier, Koblenz, Andernach, Würzburg, Niedeggen, Duisburg, Monheim, Neuß, Arnheim und selbst aus England. „Sie erwarben Häuser und Grundstücke vom erzbischöflichen Kämmerer, dann vom Domkapitel, von der Abtei zu Siegburg, von dem Stift St. Andreas, von dem Stift St. Maria im Kapitol, von dem Stift St. Kunibert und von verschiedenen Kölner Bürgern.“ Ende des 12. Jahrhunderts hatten sie sich bereits so zahlreich angesiedelt, daß die von ihnen bewohnte Gegend das Judenviertel hieß. Den Juden selber lag daran, ihr Schutzverhältnis zur Stadt so enge wie möglich zu gestalten. Schließlich vereinigten sich Stadt und Bischof, um für sie an der Hand der hohenstaufischen Privilegien eine korporative Vertretung zu bilden, die universitas judaeorum (Gemeinschaft der Juden). Sie stand unter dem gemeinsamen Schutz der Stadt und des Erzbischofs und besaß ein eigenes Siegel, einen gemeinschaftlichen Brunnen, ein Hospital und ein Spielhaus, eine Synagoge (Juden-schule), ein Bad und einen besonderen Friedhof vor der Stadt. Ihre Mitglieder galten während der auf zehn Jahre bemessenen Schutzfrist als Kölner Bürger. In dieser Zeit verwalteten sie als eigene Gemeinde ihre Kultus- und sonstigen Angelegenheiten völlig selbständig. Die Verwaltungskosten wurden auf die einzelnen Familienhäupter ihrem Vermögen entsprechend umgelegt. Streitigkeiten schlichteten sie nach eigenem Recht. „Als Erkennungszeichen mußten die Männer einen von gelbem Zeug gewirkten Ring auf der Brust, die Frauen zwei blaue Streifen auf dem Oberkleide tragen.“ Kein Jude konnte zu anderen Lasten herangezogen werden als die Christen; dagegen besaßen sie das Privileg der Geldleihe, das weder an Lombarden noch an Ratwerzen oder sonstige christliche Pfandleiher vergeben werden durfte; erst kurz vor der allgemeinen Austreibung der Juden aus Köln ward es infolge der Geldnot der Bischöfe durchbrochen. An der Spitze der Judengemeinde stand ein Anseher (Bischof), dessen Amtsführung ein Magistrat oder Kapitel beigegeben war. Vor ihn gehörten alle Streitigkeiten der Juden untereinander, sowie alle Ansprüche, welche Christen „von Schaden, Schuld, von Kost und von Speise“ an Juden erhoben. Das Kapitel „sand“ das Urteil, der Juden-

bischof verkündete es. Verbrechen, wie Diebstahl, Ehebruch, körperliche Verletzungen, Meineid, Aufruhr u. a. mußten vom bischöflichen Gericht oder vom Grafen abgeurteilt werden. Wollte ein Jude sich dem Urteilspruch der Judenbehörde nicht unterwerfen, so verfiel er dem großen Judenbann und ging des Friedens der Stadt und des Bischofs verlustig. Dem großen Bann verfiel gleicherweise, wer sich der Genugtuung für die einem Gemeindegossen angetane Beleidigung weigerte. Der Bann ward nur gelöst, wenn die Schuld des Bannbruchs am Sabbath vor versammelter Gemeinde in der Synagoge bekannt und an die Stadtkasse 100 Mark gezahlt wurden. Andernfalls mußten Bischof und Kapitel ihm den Frieden kündigen und der „Rebell“ hatte mit „Weib, Kind und fahrender Habe“ die Stadt zu verlassen.

Es wurde bereits gesagt, welche wirtschaftlichen Gründe in der Folgezeit den Reichtum der Juden förderten. Von Rat und Bischof zugleich in ihrem Erwerb geschützt, gewann ihre Geldmacht bald eine gefährliche Ausdehnung. Wohl durften sie mit Ausnahme des Handels mit Edelmetallen einschließlich des eigentlichen Geldwechsels und mit Wein, jedes Geschäft treiben. Aber bei der Gegnerschaft der Gilde und vor allem angesichts des höheren Profits, gaben sie der Pfand- und Geldleihe den Vorzug. Einzelne Juden wandten sich zwar der Medizin zu; jedoch ihre Kenntnisse reichten nicht weit und erst recht nicht ihre Kunst. Die jüdischen Ärzte des 14. Jahrhunderts genossen durchweg als „geldgierige Charlatane“ einen bösen Ruf. Das Pfand- und Darlehensgeschäft umfaßte in der Hauptsache Waren, Kleinodien, Häuser und Grundstücke. Die Zinsfüße waren ganz exorbitante. Lange Zeit übten die Juden eine „christliche“ Praxis: sie nahmen keinen Zins. Aber auch so kamen sie keinesfalls zu kurz. Nach germanischem Recht vollzog sich nämlich das Pfandgeschäft als Verkauf. Das Pfand ging in den Besitz des Schuldners über; ward das Darlehen nicht in der vereinbarten Frist zurückgezahlt, so verfiel das Objekt dem Gläubiger zu vollem Recht. Meist wurden nun kurze Erstattungsstermine gestellt. Festgesetzte Verzugszinsen pflegten gleichfalls sehr hoch zu sein. Im 12. Jahrhundert standen sie auf 25 Proz. Später kam gar ein Wochenzins in Übung. „Nach einer Urkunde vom Jahre 1258 war von Seiten des Magistrats zugegeben, daß in einzelnen Fällen die Juden von der Mark drei Denare wöchentlich als Zins, jährlich also 108 1/3 Proz. erhoben. Die Stadt normierte im 14. Jahrhundert das Maximum des erlaubten Zinses auf wöchentlich einen Pfennig von der Mark oder 48 1/3 Proz. für das Jahr.“ Einmal dem Wucherer verfallen, sah der Schuldner seine Verpflichtungen rapide wachsen, und häufig genug verschlangen sie sein ganzes Hab und Gut. Nachdem dann der städtische Judenschutz neben dem bischöflichen zur Anerkennung gekommen, brachten die Juden auch über das eigentliche Judenviertel hinaus Häuser und Grundstücke in ihre Hand. Ein im Kölner Stadtarchiv aufbewahrtes Verzeichnis der Schuldforderungen des Juden Simon aus Siegburg gestattet einen Rückschluß auf das Maß, in dem die Kölner Ritter und Bürger an die Juden verschuldet waren. Unter den mehr als hundert Schuldnern figurieren die Herren von Berg, Jülich, Schleiden, Kemnade, Stabe, Horst u. a. „Der Graf von Berg allein schuldete ihm über 20 000 Mark. Die in den anderen 120 Schuldbriefen angegebene Summe beläuft sich auf etwa 22 000 Mark“, hat also eine durchschnittliche Höhe von 170 Mark, ein Zeichen, daß auch niedere Bürger, Handwerksmeister und Mitglieder der Zünfte an ihr beteiligt waren.

Kein Wunder, wenn der Haß gegen die Juden von Tag zu Tag wuchs. Und er gab sich in immer drastischerer Weise kund. Was die

Phantasie der Vergangenheit an Schauernären über Kindermord, Hostienschändung, Brunnenvergiftung und derartiges zusammengetragen, ward ihnen Tag für Tag vorgeworfen, wo immer sie sich öffentlich sehen ließen. Nur mit Mühe dämmte der Kölner Magistrat die fortgesetzt steigende Erbitterung ein. Mehrfach boykottierten die Christen die Juden; an deren Feiertagen weigerten sie sich, ihnen die notwendigen Lebensmittel zu verkaufen. Erst ein strenges Gebot des Rates, den Juden wie jedem anderen an ihren Festen die erforderlichen Viktualien abzulassen, schuf Abhilfe. Um sie vor nächtlichen Ueberfällen zu schützen, ward das Judenviertel durch starke Tore von der übrigen Stadt abgeschlossen. Dem gleichen Zweck diente es, wenn sämtliche in Christengassen mündenden Türen der Judenhäuser vermauert wurden. Von den Toren zum Judenviertel gab es zwei Schlüssel; einer war im Besitz des Judenbischops, der andere im Besitz des Stadtboten. Seit den Tagen des Interregnums mit ihrer Auflösung aller politischen und sozialen Verhältnisse, mit ihren tiefgehenden wirtschaftlichen Umwälzungen zumal auf dem Boden der Städte hatte sich die Lage der Juden mehr und mehr verschlimmert. Den Gipfel aber erreichte der Fanatismus, als Mitte des 14. Jahrhunderts im Gefolge von Mißwachs und Hungersnot eine verheerende Seuche, der schwarze Tod, Europa heimsuchte. Die Krankheit kam vom Orient nach Italien und Frankreich. „Da man schrieb 1349,“ so berichtet die Limburger Chronik, „kam ein großes Sterben nach Deutschland, das ist genannt das große Sterben, und es starben in den größeren Städten, wie in Köln, den Tag durchschnittlich 100, in kleineren, wie in Limburg, 30 bis 40 Menschen, und es grassierte diese Seuche mehr als drei Viertel Jahr. Als das Volk den großen Jammer sah vom Sterben, das auf dem Erdreich war, da befahl die Leute allesamt eine tiefe Reue über ihre Sünden und sie wollten Buße tun, taten dies aber nach eigenem Ermessen und nahmen den Papst und die heilige Kirche nicht zu Hilfe und zu Rat, was eine große Torheit war und große Unvorsichtigkeit und Versäumnis. Es scharten sich die Männer in den Städten und auf dem Lande zusammen und gingen mit Geißeln, hundert, zwei- oder dreihundert oder mehr, und war ihr Leben also, daß jede Schar 30 Tage mit den Geißeln von einer Stadt zur anderen zog.“ Die blutigen Geißelübungen der Flagellanten, ihre fanatischen Lieder, ihr grotesker Aufzug mit Kreuzen, Fahnen, Kerzen und Lartschen taten viel, die Phantasie des Volkes noch mehr zu erregen und ließen den tiefeingewurzelten Haß gegen die Juden in hellen Flammen empor schlagen. Die Juden sollten durch Vergiftung der Brunnen die tödliche Seuche hervorgerufen haben. Man suchte nach handgreiflichen Ursachen des Elends und der Not, und — verkörperte nicht der Reichtum der Juden den ganzen Druck, der in Reute, Zins und Darlehensschuld auf dem kleinen Mann der Stadt lastete? „Von der Donau bis zur Mosel, vom Elb-Fluß herunter bis an den Niederrhein“ feierte der Mordstahl erneut seine Orgien.

Als in Köln der Sturm losbrach, hatten Rat und Bischof an der Erhaltung der Juden nicht mehr das gleiche materielle Interesse wie früher. Das Zins- und Darlehensgeschäft erwies sich im Laufe der Zeit als eine unrentable Begleiterscheinung des städtischen Warenverkehrs. So ward es auch in christlichen Händen heimisch. Im Jahre 1266 hatte noch Erzbischof Engelbert versprochen, keinen in der Stadt zu dulden, der den Juden durch Geldleihe Konkurrenz zu machen vermöchte. Mit Genehmigung des Rates ließen sich aber 1300 einige Lombarden in Köln nieder, die gegen eine jährliche Abgabe von 150 Mark mit den Juden in Wettbewerb treten, ihr Monopol auf dem Gebiete der Geldvermittlung brechen sollten. Erz-



Bovini.

bischof Walram ließ sich 1332 gleichfalls bestimmen, die Ansiedelung einer lombardischen Gesellschaft zu gestatten, die aus Kaufleuten aus Asti bestand. Ihre Schutzfrist währte elf Jahre; nach Ablauf derselben stand ihnen noch ein weiteres Jahr des Aufenthaltes zu zur Abwicklung ihrer Angelegenheiten. Sie konnten getrennt oder gemeinsam Häuser und Grundbesitz erwerben, Geschäfte treiben, Pfänder beleihen, Darlehen geben. Für eventuelle Finanzgeschäfte der Stadt, des Bischofs, der Fürsten war also Obforge getroffen.

Das Unglück der Kölner Juden wollte es, daß in der kritischen Zeit des bis zur Siedehitze entflammten Fanatismus ihre zehnjährige Schutzfrist abgelaufen war. Als Erzbischof Heinrich 1332 starb, währte die Frist noch sieben Jahre. Heinrichs Nachfolger, der vorerwähnte Walram, bestätigte den Juden das bestehende Geleit und verlängerte es um weitere sieben Jahre. Der Rat der Stadt erklärte hierzu sein Einverständnis. Die Frist endete mithin 1347. Rat und Erzbischof entschlossen sich aber nicht zur Erneuerung des Schutzbriefes; sie mochten die Volksstimmung scheuen und waren im Falle einer allgemeinen Judentreibung die lachenden Erben, denen das herrenlose Gut zufiel. In Mainz, Worms, Frankfurt, Speier und Trier war es bereits zu wilden Greuelzügen wider die Juden gekommen. Ueber das Schicksal, das sie ereilen würde, konnten ihre Kölner Glaubensgenossen also füglich nicht im Zweifel sein. Der Bartholomäusabend des Jahres 1349 brachte das Unheil. Die wütende Volksmenge zerbrach gewaltsam die Tore des Viertels und stürmte die einzelnen Häuser. Ein gräßliches Blutbad ward angerichtet, der Frauen und Kinder nicht gespart. „Tagelang trieb sich wüstes Raubge-

stübel, Männer und Weiber, raubend und plündernd auf den Brandstätten und in den blutgetränkten Judenhäusern herum; alles, was von dem beweglichen Eigentum weggetragen werden konnte, wurde fortgeschleppt und zu Gelde gemacht.“ Rat und Domkapitel — der erzbischöfliche Stuhl war eben erledigt — sahen gelassen zu. Kein Wort des Abscheus über die Tat, kein Versuch der Abwehr traf die Mörder. Nur darüber fühlten sie sich einer im Kölner Stadtarchiv befindlichen Urkunde zufolge beschwert, daß Räuberhände das Gut an sich gerissen, das dem Fiskus gehöre. Ein Erlass des Offizials und des Domkapitels vom 26. September 1349 macht allen, die sich im Besitz gestohlener, aus der Judenplünderung herrührender Gegenstände befänden, ihre Ablieferung zur Pflicht bei Vermeidung der schwersten kirchlichen und weltlichen Strafen; wer Fehler und Diebe kenne, solle sie zur Anzeige bringen. Einzelne Chronisten haben versucht, Rat und Kapitel von dieser Schmach reinzuwaschen. Man gab vor, die Juden hätten



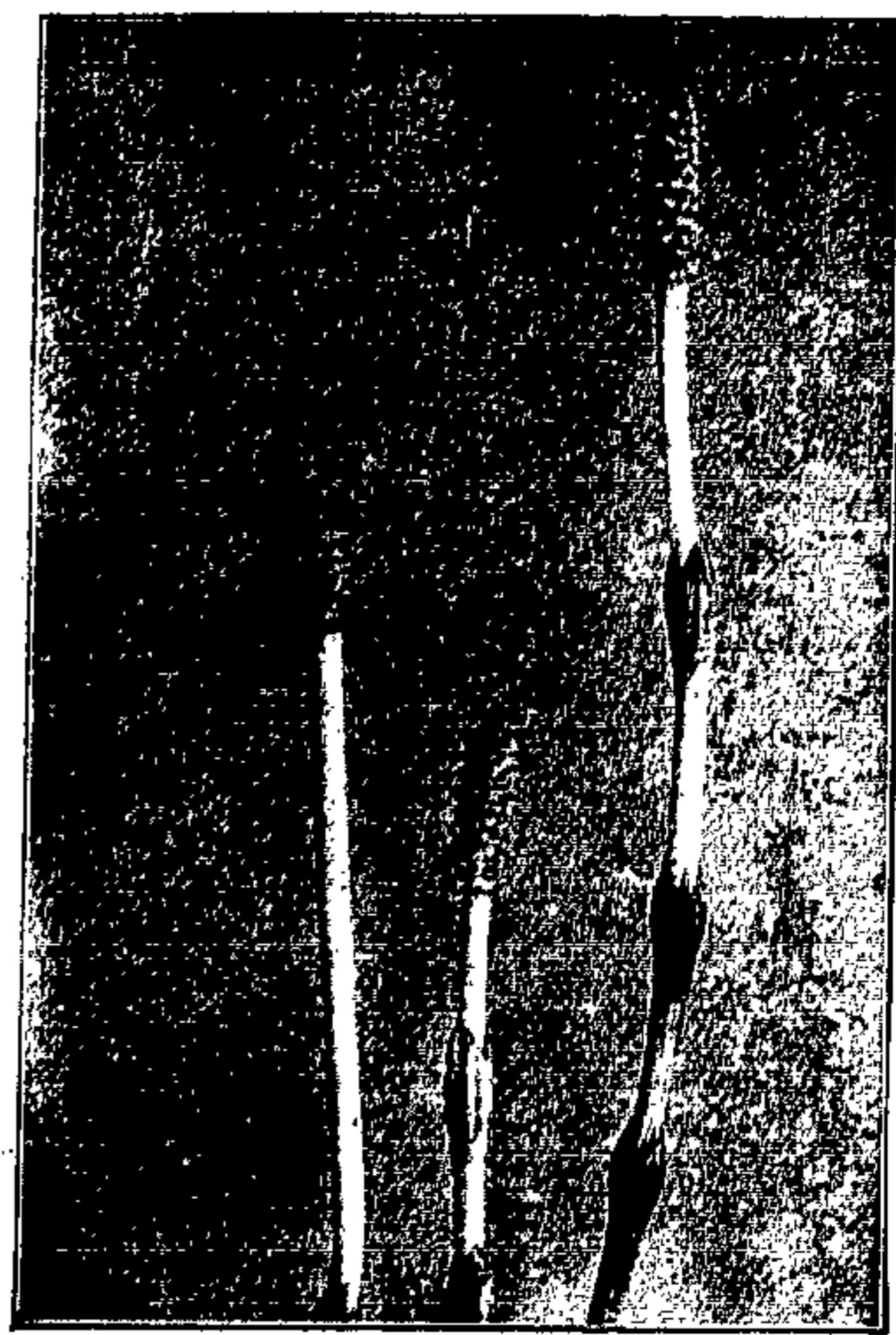
Natterzunge.

in Voraussicht des herannahenden Unterganges mit eigener Hand an ihre Häuser Feuer gelegt und sich und die Ihrigen verbrannt; „tzo hante darna op sente bartholomäus dach bleven die goeden die sich seker verbrannt,“ heißt es zum Beispiel in der kleinen kölnischen Chronik zu Trier. Mag sein, daß der eine oder andere in der Verzweiflung sein Eigentum in Brand gesetzt und sich und den Seinen den Tod gegeben hat. Daß es zu einer großen Feuersbrunst kam, ist gleichfalls gewiß. Abgewiesen aber muß werden, als hätten die Juden nach gemeinsamer

Verabredung ihr Viertel angezündet. Rat und Kapitel würden gewiß nicht unterlassen haben, bei der nachmaligen Aufteilung der Judengüter auf ein derartiges Ereignis zur Begründung ihres Vorgehens hinzuweisen. Aber die städtischen und bischöflichen Urkunden übergehen diesen Punkt mit völligem Stillschweigen. Eine Urkunde im Kölner Stadtarchiv, die kurz nach den Geschehnissen datiert ist (23. September 1350), weiß nur von einem „gelouffe der gemeente, sonder burraid und upsak,“ darin des Nachts „sowohl diejenigen, die außerhalb der Stadt ansässig waren, wie diejenigen, welche nichts zu verlieren hatten, erschlagen und tot geblieben sind, und ihr Gut und ihre Habe bei all solchem gelouffe und mit ungeschicht ohne Willen und Zutun des Rats und der guten Leute unserer Bürger von Köln, verbrannt, verwüstet und genommen ist.“ (Ennen.)

Dem neuen Erzbischof konnten die Geschehnisse nur willkommen sein, fand er doch die Güter des Stiftes tief verschuldet und zum großen Teil verpfändet. Es bedeutete für ihn eine beträchtliche finanzielle Erleichterung und einen politischen Gewinn, wenn er sich nur die Hälfte des Judennachlasses sicherte und sich gleichzeitig mit der Stadt in ein günstiges Verhältnis setzte.

Dies erreichte der Erzbischof durch das Schutz- und Trugbündnis, das er mit der Stadt am 23. September 1350 abschloß und das die



Ackerfuchtelhalm.

Regelung der Judenangelegenheit zur Grundlage hatte. Da unter den Erschlagenen sich auch Fremde, z. B. Jülicher Untertanen befanden, verpflichteten sich Stadt und Bischof zu gegenseitiger Hilfe in allen Ansprüchen, die etwa aus der Judensache irgendwie erhoben werden sollten. Trotzdem aber verpflichtete sich der Bischof in dem angegebenen Vertrag im Hinblick auf die geregelten Beziehungen zwischen Erzstift und Stadt, „daß er das Judengut, es sei Erbe oder fahrende Habe, Schuld oder gerechtes Gut, es sei bereits bekannt oder unbekannt, freiwillig und ohne allen Widerspruch der Stadt und den Bürgern von Köln zur Hälfte geben und folgen lassen wolle.“ Dieser Vereinbarung entsprechend gab er Auftrag, den Nachlaß der Juden zu veräußern und den Erlös zur Hälfte an die bischöfliche Kammer, zur Hälfte an die Stadtkasse abzuliefern. An barem Gelde hatte man nur noch 369 Mark gefunden. An Liegenschaften kamen bis 1329 29 Häuser und 28 Hausplätze zur Versteigerung. Ihr Kapitalwert betrug etwa 40 000 Mark, an Erbzins warfen



Paratolpilz.



Engellübfarn.

sie etwa 1600 Mark ab. Zumal das letztere bedeutet für jene Zeit eine beträchtliche Summe. Wog doch die kölnische Mark zwischen 233 und 234 Gramm bei einem Wert von 13—14 Talern nach unserem Gelde. Auch dies ist ein Zeichen, wie schwer die Grund- und Hausrente damals auf dem gemeinen Mann lasteten. Der vorhanden gewesenen Schuldverschreibungen an die

Blütenlose Pflanzen.

Von A. G. Grant.

Die sogenannten „blütenlosen Pflanzen“ waren lange Zeit die Aschenbrödel der botanischen Forschung. Erst neuerdings hat man sich eingehend mit ihrem Studium befaßt.

sich heraus, daß die Fortpflanzungs- und Befruchtungsprozesse der Kryptogamen (blütenlose Pflanzen) sich weit leichter beobachten ließen, als die gleichen Vorgänge bei den Phanerogamen oder Blütenpflanzen. Denn obgleich die Fortpflanzungsorgane der Verborgengeschlechtlichen wohl klein, waren sie andererseits durchaus nicht verborgen. Klar und deutlich treten



Klatsch. Gemälde von H. Linde.

Juden wird nicht weiter Erwähnung getan. Teilweise mag die Volkswut sie zerrissen und der Brand sie zerstört, teilweise mag man es im Hinblick auf die allgemeine Empörung über die Wucherpraxis der Juden für rätlich gehalten haben, auf ihre Einlösung zum Nutzen der Stadt und des Erzstiftes überhaupt zu verzichten. —

Je mehr man in die Geheimnisse des organischen Lebens der verborgengeschlechtlichen oder blütenlosen Pflanzen eindrang, je mehr man den Schleier von den Entwicklungs- und Fortpflanzungsprozessen dieser Pflanzenproletarier löstete, um so gewaltiger wuchs das Erkennen der Forscher über die nie zuvor geahnten Naturwunder, die sich da offenbarten. Zunächst stellte

sie unter dem Mikroskop zutage. Zwar waren die weiblichen und männlichen Organe bei den kleinsten Kryptogamen nur primitiver Art und die Art der Fortpflanzung beschränkte sich hier auf die einfache Bildung von Schwärmsporen oder Zoosporen, einzelligen Gebilden, die frei beweglich, in mannigfacher Gestalt und Größe, sich von der Mutterzelle loslösen, aber schon bei

den Moosen erinnerte die Fortpflanzung vor allem im Bau der weiblichen Organe an die geschlechtliche Fortpflanzung der niederen Blütenpflanzen, während die Farne, die Schachtelhalme und Bärlappgewächse in der Ausbildung ihrer Fruchtkörperorgane augenscheinlich die Verbindungskette zu den Nacktsamern repräsentieren.

Nicht minder wunderbar als die Vorgänge der Vermehrung und des Geschlechtslebens war der Artenreichtum der Kryptogamen, den die Forscher nach und nach entdeckten. Satten bis vor kurzem die Blütengewächse als Hauptgruppe der Pflanzenwelt gegolten, stellte es sich nunmehr heraus, daß die Zahl der Arten bei den Kryptogamen nicht minder groß, ja daß dieselben sogar diejenigen der Blütenpflanzen um ein Bedeutendes überstiegen.

Die Wissenschaft hat es uns heute verhältnismäßig leicht gemacht, uns in dem ungeheuer artenreichen Reiche der Kryptogamen zurecht zu finden. Als Wegweiser gruppierte sie die Gesamtheit der verborgengeschlechtlichen Gewächse zumeist in drei große Pflanzengruppen: Lagerpflanzen, moosartige Kryptogamen und Gefäßkryptogamen, die sie weiterhin in zahlreiche Klassen, Ordnungen und Familien einteilte.

Bei den Lagerpflanzen treffen wir zunächst auf höchst merkwürdige Gesellen, denn beinahe alles, was wir gewöhnlich sonst unter einer Pflanze verstehen, fehlt den meisten ihrer Angehörigen. Vergebens suchen wir Wurzeln, Stamm und Blätter. Sowohl die Algen, wie auch die Pilze, welche die zwei Hauptklassen der Lagerpflanzen ausmachen, sind Zellenpflanzen, d. h. jene primitivsten pflanzlichen Gebilde, die entweder nur aus einer einfachen Zelle oder aus einer Kommune mehr oder weniger gleichartiger Zellen bestehen. Das Wasser sowie feuchte Orte auf dem Lande sind der Lummelplatz der Algen. Obgleich die primitivsten Algen nur einzellige Organismen sind, die in vieler Beziehung an die niedersten Tiere, die einzelligen Infusorien und Wurzelfüßer erinnern, besitzen sie jenen grünen, eigentümlichen Farbstoff, den die Botaniker Chlorophyll taufen, und welcher die einfachsten Kryptogamen, wie die organisch entwickeltesten Blütenpflanzen befähigt, aus unorganischer Materie, wie Wasser, Kohlenäure, Salpeter, Gips usw., organische Stoffe, als da sind Stärke, Zucker, Öl, Eiweißstoffe usw. herzustellen. Vereinen sich die einzelligen Algen zu Zellenkolonien gleicher Art und Größe, so bilden diese Zellenkolonien oft eine gallertartige Masse oder mehrzellige Fäden von verschiedener Farbe; diese Gewächse, so einfach in ihrem organischen Aufbau, sind deshalb von der verschiedensten Größe. Bald mikroskopisch klein, wie gewisse Protisten und Süßwasserlinsen, erreichen andere Arten, wie der Riesentang einige hundert Fuß Länge, ja vereinen sich sogar zu richtigen Tangwiesen von meilenweiter Ausdehnung. Während die Algen in solchen Massen der Schiffahrt gefährlich werden können, hat der Mensch sich andere Tange nutzbar gemacht. Sehen wir ab von den Grünalgen unserer Sümpfe, dem „roten Schnee“ der arktischen Regionen, den Braun- und Rotalgen der Meeresküste, so existiert gegenwärtig kaum eine Alge, die nicht hier oder da im Wirtschaftsleben eine Rolle spielte. Die Küstenbewohner benutzten die durch Stürme in großen Massen ans Land geworfenen Tangarten zur Bereitung des Kelp, der besonders Natron und Jod enthält. Aus anderen Algen werden Soda, Farb- oder Arzneistoffe gewonnen und zur Bereitung des Firnisses der Chinesen sind sie unentbehrlich. Eine Menge Tangarten werden als Seetohl oder Meerlattich gegessen, die als Konserven bei den Japanern sogar auf den mandchurischen Schlachtfeldern nicht vermisst werden durften. Auch als Vieh-

futter, Dingenmittel, und, wie das „Seegrass“ zum Ausstopfen von Matratzen und Kissen benützt man sie. In der Natur dienen die Algen besonders zur Erzeugung von Dunstschicht und zur Befestigung des Küstenlandes. Von den Algen der Welt sind in der Gegenwart in zahlreichen Versteinerungen noch deutliche Spuren vorhanden.

Letzteres gilt jedoch nicht von den Pilzen, deren schwammartiger Organismus für Fossilität absolut ungeeignet ist. Sie bilden die zweite große Gruppe von Lagerpflanzen, sind jedoch in ihrer Lebensweise der gerade Gegensatz der Algen. Satten wir die Algen als arbeitssame Lebewesen kennen gelernt, die sich mühsam aus unorganischer Materie die zum Aufbau ihres Organismus nötigen Stoffe verschafften, so lernen wir in den Pilzen Schmarotzer kennen, die als Humus- und Fäulnisbewohner in ihrer Lebensweise auf schon vorhandene organische Bildungen angewiesen sind. Die Ursache dieser befremdlich erscheinenden Tatsache ist in dem Fehlen des Chlorophylls begründet, das allen Pilzen mangelt. Dessen ungeachtet nehmen sie unter den sogenannten blütenlosen Pflanzen gerade wegen ihres großen Artenreichtums die erste Stelle ein.

Da sind u. a. Sproß- oder Geseppilze, die ihren Namen daher führen, weil ihre Vermehrung durch Ausprossung neuer Zellen geschieht, welche als knopfförmige Ausstülpungen an der Membran oder Zellhaut der Mutterzelle erscheinen, sich dort rasch vergrößern, von der Mutterzelle schließlich ganz abschließen und durch Auspressung gleichartiger Gebilde in derselben Weise wieder weiter vermehren. Die Erzeugung geistiger Getränke ist vornehmlich ihr Werk, denn die Gärung des Mostes oder Bieres wäre unmöglich ohne ihre Tätigkeit. Der Mensch beschäftigt sich deshalb mit ihrer künstlichen Anzucht und hat es dabei zu einer Fertigkeit gebracht, für welche die Bereitung künstlicher Weine oder Traubenblut das beste Zeugnis ablegt. Aber nicht minder wichtig für den menschlichen Haushalt sind jene Branntwein- oder Bierhefe, die mit Mehl vermischt als Sauerteig bei der Fabrikation unseres täglichen Brotes Verwendung finden. Zwar sind die in dieselbe Klasse gehörenden Schimmelpilze ständig an der Arbeit, dieses Brot uns wieder zu bereichern, aber im Grunde genommen hat der Mensch die Tätigkeit und Lebenserscheinungen der Geseppilze seinen Wünschen dienstbar gemacht.

Nutzlos für den Menschen dagegen sind die Schleimpilze, die sich durch ein äußerst feines Empfindungsvermögen und hochgradige Reizbarkeit auszeichnen, wodurch sie Gegenstand besonderer Forschung für die Wissenschaft geworden sind. Diese Pilze, zu denen die Lohblüte und Hexenbutter gehören, welche als breiige, dickflüssige, weißgelb gefärbte Masse auf faulendem Holz und Laub angetroffen wird, weichen in ihrer Vermehrungsweise von den bisher besprochenen Pilzen sonderbar ab. Kurz vor der Fortpflanzung sammelt sich nämlich das gesamte Plasma des Pilzes zu einer kugelförmigen Masse, die schließlich nach einiger Zeit in ungezählten Teilchen zerfällt, von denen jedes einzelne zu einem selbständigen Spore wird, indem es sich mit einer dicken Membran oder Zellstoffhaut umgibt. Die letztere durchbricht die Schwärmzelle, jenes nackte einfache Protoplasmafädelchen, das wir als Schwärmspore schon bei den Algen kennen lernten und welches unter tierähnlichen Bewegungen sich oft mit benachbarten Brüdern zu einem neuen Schleimpilz vereinigt.

Ganz anderer Natur dagegen sind die Algenpilze oder Flechten, welche man lange Zeit für Schmarotzerpflanzen hielt. Das sind sie nun aber keineswegs. Wohl aber besteht jeder Algenpilz im Grunde genommen aus zwei verschiedenen Individuen, nämlich aus einer

Alge und einem Pilz, die sich zu einer Symbiose vereinigt haben. Aber wenn gleich bei der Ernährung vereinigt, ist jedes einzelne Individuum imstande, sich auf seine Weise fortzupflanzen. Dabei vermehrt sich der chlorophyllhaltige, grün gefärbte Algenteil der Flechte, der außerdem ja auch aus unorganischen Stoffen seinen Körper aufbaut — durch Zellteilung, während die farblosen Pilzgewebe der Umhüllung, durch Sporenbildung für ihre Fortpflanzung sorgen. In dieser Gemeinschaft haben die Flechten Jahrmillionen überdauert. Während ganze Vegetationstypen im Laufe der organischen Geschichte im Kampf ums Dasein zugrunde gingen und nur fossile Ueberreste von ihrem einstmaligen Vorhandensein uns Kunde geben, haben die Algenpilze kraft ihres unglaublichen Anpassungsvermögens dem Daseinskampf zu trotzen vermocht. In der Tat sind sie auf der ganzen Erde verbreitet und wachsen ebenso gut unter dem Äquator, in den ödesten Steppen, als innerhalb des Polarkreises. Sie sind gleichsam die Pioniere für die Entwicklung höherer vegetabilischer Gebilde, indem sie den Boden als erste Pflanzendecke für vollkommene Gewächse selbst an den unfruchtbarsten Stellen vorbereiten. Denn gerade in den Gegenden, wo die Vegetation im allgemeinen erlischt, sowohl unter sehr hohen Breiten, als auf den höchsten Gebirgen, da ist das eigentliche Vaterland dieser Kryptogamen. An solchen Orten bedecken die Rentierflechten und ähnliche den Boden in den größten Massen — kein Wunder, daß sie darum auch im Haushalt der Menschen seit unvorstelllichen Zeiten eine bedeutende Rolle spielten.

In der Tat macht denn auch die chemische Zusammensetzung der Algenpilze, welche besonders Stärkemehl und Gummi, Bitter- und Farbstoffe enthält, diese Gewächse zur ökonomischen, medizinischen und technischen Verwendung äußerst geeignet. Teils sind die Flechten Nahrungsmittel für Menschen und Tiere, wie z. B. die feinerzeit von Pallas entdeckte ehbare Flechte, das Manna der Kirgisiensteppen, das sogenannte Rentiermoos; teils Arzneistoffe, wie z. B. das isländische Moos, das Lungenmoos, die Wand- und Bitterflechte; teils endlich Farbstoffe, wie die Orseille, das schwedische Moos und viele andere.

Mit dieser Nutzbarkeit kontrastiert eigentümlich die Schädlichkeit der parasitischen *Rostpilze*, deren Entwicklung und Tätigkeit ungezählte Pflanzenkrankheiten erzeugt. Ihre Kenntnis und Erforschung ist für den modernen Gartenbau, die Land- und Forstwirtschaft von der höchsten Bedeutung geworden. Obgleich ungeheuer artenreich, sind sie leider noch zu wenig bekannt. Sie führen ihren Namen nach der rostbraunen Farbe ihrer Sporen, die als einzellige Gebilde, in dichten gestielten Büscheln an der Oberhaut der von dem Pilz befallenen Pflanzenteile dem Auge sichtbar werden und dann jene Rostflecke bilden, die als Rostkrankheit die verschiedensten Wald-, Feld- und Gartenpflanzen befallt. Der Wirt- und Generationswechsel, den sich die Rostpilze zu ihrer charakteristischen Lebensgewohnheit machten, nebst einer unglaublichen Sporentwicklung verleiht ihnen eine staunenswerte Lebens- und Verbreitungsfähigkeit. Unter diesen Kryptogamen sind der Getreide-, Stroh- und Kronenrost die bekanntesten. Den Schaden, den sie mit ihren Artenbrüdern dem Pflanzenbau zufügen, ist enorm und geht alljährlich in die Millionen. Die Statistik des landwirtschaftlichen Ministeriums der Vereinigten Staaten von Nordamerika erzählt in dieser Beziehung z. B. Unglaubliches. Die Bekämpfung der Rostpilze durch todtbringende Pestäufungsmittel ist in der Gegenwart eine der vornehmlichsten Aufgaben der Pflanzenchemie geworden.

(Schluß folgt.)

Maria und Joseph.

(Fortsetzung.)

Eine Geschichte aus dem Wald. Nach dem Leben erzählt von A. Ger.

Unterwegs erzählte die Maria mir, daß der Joseph, als er das letztmal Birkenreisig geholt habe, im Finstern in ein tiefes Loch getreten sei und sich den Fuß verstaucht habe. Schlimm sei es ja nicht. In den Wald könne er noch humpeln. Doch den Sonnabendsgang könne er nicht machen. Da werde sie wohl viele Wochen jeden Sonnabend allein gehen müssen. Ich bedauerte sie und erkundigte mich nach den Verhältnissen der übrigen sechszehn Familien in ihrer eigenartigen Heimatsgemeinde.

So mochten wir fünf eine halbe Stunde bergan gestiegen sein. Sie erzählte, ich hörte aufmerksam zu, vergaß dabei aber keinen Augenblick rechts und links scharf in den Wald zu spähen, als plötzlich vor uns, gerade in der Richtung, auf die wir zugehen, ein Schuß fiel.

In dem Schießstande, der sich von altersher im Walde befand und auf dem sich die Förster und Grenzer einschossen, hatte ich oft die beweglichen Scheiben bedienen müssen. Die Förster hatten vier: Gase, Fuchs, Reh und Hirsch. Die Grenzer eine: einen Schmuggler mit einem großen Packen auf dem Rücken. Alle Scheiben waren aus dicken Brettern geschnitten und entsprechend angestrichen, liefen auf Rollen und wurden an einer langen Schnur in verschiedenen Geschwindigkeiten quer über die Schießbahn gezogen. Die Grenzwächter führten kurze Doppelstutzen einen Lauf für Kugel, einen für Schrot. Nach ihrer Instruktion war den Grenzern im allgemeinen Schonung des Lebens des Schmugglers zur Pflicht gemacht. Nur wenn das eigene Leben in Gefahr war, sollten sie von der Kugel Gebrauch machen, und nur wenn der Schmuggler auf eine andere Art nicht zu stellen war, durfte ein Schrotschuß nach den Beinen abgegeben werden.

In der Praxis wurde das natürlich nie so genau auseinander gehalten, denn da galt allemal die Darstellung, die der Grenzer von der Situation gab, in der er von der Schusswaffe Gebrauch gemacht hatte. Auf dem Schießstande übten sich die Grenzer mit Vorliebe auf das Schießen nach den Beinen der schnell bewegten Schmugglerscheibe ein. Es war mir bei diesen Übungschießen bald aufgefallen, daß der Knall aus den Büchsen der Förster ganz anders klang, als der aus den Stuben der Grenzer, und ich vermochte bald auf beträchtliche Entfernungen mit Sicherheit zu sagen, wer auf dem Schießstande übte: ob Grenzer oder Förster.

Als der Schuß in unserer Richtung gefallen war, sagte ich daher sofort zu Maria: „Das war sicher der Schuß eines Grenzlers.“ Sie zuckte bei diesen Worten förmlich zusammen, sah mich einen Augenblick erschreckt an, sagte aber nichts, sondern schritt ruhig mit mir weiter.

Nach kurzer Zeit blieben wir bei einer Wegebiegung beide mit einem Ausruf der Ueberraschung stehen. Mitten im Wege lag ein großes Tier, das nur der Wolf sein konnte und am Weggerande saß, den Stuben auf den Knien, einer der in Tannenbergs stationierten Grenzer.

Was die Jäger trotz heftigsten Bemühens und größter Anstrengungen nicht erreichen konnten, das war hier, vom Zufall begünstigt, dem Grenzer ohne alle Mühe gelungen. Er hatte, wie er später erzählte, den Wolf langsam durch das Stangenholz dahertreiben sehen, sich darauf sofort, ehe er noch vom Wolfe bemerkt worden war, hinter einer Plaster Holz niedergeduckt, zum Schießen fertig gemacht und den Wolf, als er auf kurze Entfernung über den Weg wechselte, glatt niedergestreckt. Der Grenzer war kaum unserer Aufsicht geworden, als er auch schon rief: „Ei, Ger, wo willst Du denn hin?“

„Ich wollte halt der Maria das Geleit geben, daß sie der Wolf nicht auffrisst,“ antwortete ich.

„So, — das ist nun nicht mehr nötig. Der Wolf wird keine Kinder mehr auffressen. Und sonst hast nichts weiter vor?“

„Nein.“

„Na, dann lauf rasch ins Dorf und besorg mir einen Schußfaren. Tragen kann ich die Bestie nicht, sie ist mir zu schwer, würde mir auch mit ihrem Schweife meine Uniform verderben. Schleppen mag ich sie auch nicht, da geht der Pelz kaputt. Also lauf, bekommst auch einen Neugroschen.“

„Adieu Mariete, komm gesund heim!“ Und fort flog ich. Der Neugroschen reizte und ebenso das Verlangen, der erste zu sein, der im Dorfe die große Neuigkeit vom Tode des Wolf verkünden konnte.

* * *

Von der Sorge, vom Wolf aufgefressen zu werden, waren die Tannenberger und mit ihnen die Bewohner der übrigen Walddörfer, nimmehre befreit. Doch dafür zog eine andere, aus früheren Perioden nur zu gut bekannte Sorge in Tannenbergs ein und klopfte täglich vernehmlicher und eindringlicher an die Türen der Hütten: Die Sorge um das liebe Brot.

Zuerst verringerte sich der Verdienst der in den Sägemühlen beschäftigten Arbeiter empfindlich. Der Sommer war überaus trocken gewesen. Zwar waren oft schwere Regenwolken vorübergezogen, doch sie hatten sich in der Regel erst jenseits der Wasserscheide, auf der böhmischen Seite des Gebirges entladen. Während man drüben unter einem Zuviel an Wasser litt, wurden auf der sächsischen Seite die Bäche kleiner und kleiner. Schließlich vermochten sie kaum noch die Wasserräder zu treiben, und was bei gutem Wasserstande eine Tagesleistung war, das schnitten die Sägen bei dem Kleinwasser kaum in einer Woche herunter.

Dann wurden die Arbeiten im Forst entweder ganz eingestellt, oder auf das allernotwendigste beschränkt. Angeblich weil die im laufenden Etat etwas niedriger als sonst ausgeworfene Summe bereits vorausgab war.

Doch ein Unglück kommt ja selten allein bei armen Leuten. Von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, konnten die Männer mit ihrem Verdienst allein ihre Familien überhaupt nicht ernähren. Erst dadurch, daß Frau und Kinder miterwarben und von früh bis spät ihre flinken und geschickten Finger rührten, konnten notdürftig alle Haushaltungsloskosten bestritten werden. Dabei kam auch in der besten Zeit höchstens Sonntags etwas Fleisch auf den Tisch. In den Wochentagen niemals.

Während so die Verdienste der Männer zurückgingen oder ganz aufhörten, trat auch noch der so sehr gefürchtete Umschwung in den Frauenmoden ein.

Sowohl die Klöppelei wie auch die Weiß- und Bundlamburerei und -Stiderei ruhte. Täglich raunten die Frauen zu den Faktoren, um überall den gleichen Bescheid zu erhalten: von den bisherigen Sachen habe man übergenug auf Lager und die neuen Muster seien noch nicht heraus. So ging es Woche um Woche.

Endlich kamen die neuen Muster. Aber du lieber Himmel, dabei konnte ja nie das Salz verdient werden. Erstens gab es nur einzelne Stücke, und die mußten zwei- bis dreimal und noch öfter gemacht werden, ehe sie gefielen, und zweitens mußten Frauen und Kinder sich auch erst die nötige Fertigkeit in den zur Herstellung der neuen Waren nötigen Handgriffen erwerben.

Nach Wochen mühsamer und undankbarer Arbeit waren zwar viele Muster angefertigt, aber nun verstrich wieder eine lange Zeit, ehe die erste Bestellung einging.

Die reichen Faktoren, die in großen prächtigen Häusern wohnten, konnten solche Pausen leicht verwinden. Doch für die Tannenberger war es eine bitterböse Zeit. Die Brotschulden bei dem Müller, der zugleich Wäcker war, wuchsen immer höher und die meisten Frauen gingen nur noch mit Bitteln und Bagen zu neuem Vorrat nach der Mühle.

Von wem immer bekannt wurde, daß er noch einige Brote Vorrat im Hause hatte, der wurde so lange von Freunden und Nachbarn bestürmt, bis man ihm auch das letzte abgeborgt hatte. Mehrmals ist es in dieser Periode vorgekommen, daß ich von der Mühle zwar einige Brote im Storbe nach Hause trug, aber gar nicht dazu kam, sie in unserem Brotschrank unterzubringen, weil eine Gevatterin nach der anderen angerannt kam und die Mutter unter Tränen und Schluchzen bat, ihr doch ein Brot abzulassen. Alle versicherten, der Müller habe sie das letzte Mal so angefahren, daß sie sich nicht mehr zu ihm hin getrauten.

Schließlich ließ die Mutter immer nur ein Brot holen, und das wurde, sowie ich nur damit in die Stube trat, sofort angeschnitten.

Für die Maria, die jetzt, da der Joseph immer noch nicht marschieren konnte, allwöchentlich kam, waren das traurige Wochen und Monate. Die eigene Not machte die Tannenberger Frauen hart und verbittert. Wo die Maria sonst anstandslos ihre Gabe erhalten hatte, rief man ihr jetzt, ehe sie noch ihre demütige Bitte vortragen konnte, schon zu: „Wir haben selbst kein Brot, heute gibt's nichts, mach' daß Du fortkommst!“

Zum Glück waren ausnahmsweise einmal die Kartoffeln gut geraten. Und zwar gerade infolge der Trockenheit, da der Tannenberger Boden an und für sich naß und schwer war. Schon die Frühkartoffeln waren früher als sonst reif geworden und von guter Beschaffenheit, und auch die anderen Sorten versprachen nach Qualität und Quantität eine gute Ernte.

Da schütteten denn viele der Frauen, als sie der Maria kein Brot mehr geben konnten, ihr wenigstens einen Topf Kartoffeln in den Tragkorb. Das war sehr gut gemeint und den Statulas war damit gewiß auch gedient. Wenn nur die Kartoffeln nicht so schwer und der Weg nicht so weit gewesen wäre!

Als ich sah, welche Last die Maria zu schleppen hatte, ging ich wieder Stöcke roden. Mutter wußte jetzt, was das an Sonnabenden bedeutete. Nachdem ich ihr erzählt hatte, an welcher Stelle der Grenzer den Wolf geschossen, war sie mir mit der Frage auf den Leib gerückt, wie ich denn dorthin gekommen sei, ich hätte doch eine halbe Stunde davon entfernt Stöcke gerodet. Auf diese Frage hatte ich ohne Winkelzüge geantwortet; damit war die Sache abgetan.

Ich rodete also wieder Stöcke und als die Maria vorbeikam, hob ich ihr den Korb ab und schlang die Tragbänder über meine kräftigen Schultern.

Mancher Dank ist mir seitdem im Leben für geleistete Liebes- und Freundschaftsdienste abgestattet worden, aber keiner hat an Züchtigkeit den stummen Dank übertroffen, der aus den Augen des kleinen Böhmermädchens sprach, als ich ihr ihre schwere Last abnahm, um sie die Berge hinaufzutragen.

„Aber nur bis auf die Höhe,“ bat sie, „bergab will ich den Korb schon schleppen.“

„Abgemacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Fultonische Dampfboot und die bayerische Akademie. Robert Fulton kann zwar nicht im eigentlichen Sinne des Wortes als „Erfinder“ des Dampfschiffes gelten. Aber das Verdienst bleibt dem berühmten Amerikaner ungeschmälert, der erste gewesen zu sein, der die Idee der Verwendung der Dampfkraft zur Fortbewegung von Schiffen zur praktischen Nubarmachung geführt hat. Sein Dampfer „Clermont“ lief am 8. Oktober 1807 in New York von Stapel und verkehrte seitdem regelmäßig auf dem Hudsonfluß zwischen New York und Albany. Interessante Angaben über diese erste Dampferlinie finden sich in einem Brief, den Fulton selber am 22. März 1809 an den bayerischen Gesandten in Paris richtete. Danach war das Boot 160 Fuß lang, 16 Fuß breit und 7 Fuß tief. Die Dampfmaschine hatte 20 Pferdebkräfte und vermochte das Schiff in ruhigem Wasser $4\frac{1}{2}$ englische Meilen (fast 7 Kilometer) die Stunde weit fortzubewegen. Mit Hilfe von Ebbe und Flut, die sich auf dem Hudsonfluß bis Albany hinauf erstrecken, legte das Fahrzeug aber im Durchschnitt 5 englische Meilen, 8 Kilometer, in der Stunde zurück. So brauchte der „Clermont“ für die ganze Entfernung von New York bis Albany, 160 englische Meilen oder 256 Kilometer, 32 Stunden. 100 Passagiere, deren jeder bis zu 200 Pfund Gepäck mitführen durfte, fanden auf dem Schiff Platz. Zu ihrer Unterbringung hatte das Fahrzeug „drei elegante Zimmer, eins für Damen, zwei für Herren, nebst einer Küche, Bibliothek und sonstigen Bequemlichkeiten.“ Der Fahrpreis für die ganze Strecke betrug 7 Dollar (zirka 30 Mark). Darin waren Mittagessen, Tee, Bett, Frühstück und nochmals Mittagessen eingeschlossen. „Vor Erfindung des Dampfbootes“, schreibt Fulton, „hatte man zwei Arten, den Weg zu machen. Eine war mittels des gemeinen Fahrzeuges (einer sogenannten Sloop) zu 22 Frank, welches gewöhnlich 4, ja bisweilen 10 Tage unterwegs blieb. Die Besorgung einer so langweiligen Fahrt hielt viele Leute ab, sich dieses Fahrzeuges zu bedienen. Die zweite Art, den Weg zu machen, war mittels der Postkutsche, wofür man 10 Dollar oder 60 Frank zahlte, außer den Nebenkosten unterwegs, so daß die ganze Ausgabe sich auf 15 Dollar oder 90 Frank belief. Das Dampfboot macht die Reiseverbindung zwischen New York und Albany so wohlfeil und sicher, daß die Anzahl der Reisenden sich sehr schnell vermehrte. Personen, welche 160 Meilen jenseits Albany wohnen und die Zeit der Abfahrt des Bootes wissen, machen ihre Berechnung, um zur rechten Zeit in Albany anzukommen, begeben sich an Bord, kommen in New York an, halten sich zwei Tage allda auf, besorgen ihre Geschäfte, kehren mit dem Boot zurück und sind in Zeit von einer Woche wieder zu Hause. Diese Erleichterung der Fahrt hat das Boot dem Publikum sehr beliebt gemacht.“ Diese Mitteilungen machte Fulton dem Pariser Vertreter der bayerischen Regierung zur Befürwortung eines Vorschlags, den er ihr gleichzeitig unterbreitete: er erbot sich nämlich, auf der Donau eine Dampferlinie zwischen Ulm und Wien einzurichten. Die Münchener Regierung forderte von der bayerischen Akademie der Wissenschaften ein Gutachten darüber ein, was von dem Projekt des Amerikaners zu halten sei. Im Auftrage der physikalischen Klasse der Akademie gab der Maschinendirektor Joseph Baader am 31. März 1810 das verlangte Gutachten zu Protokoll. Dieses Schriftstück gehört zu den absonderlichsten Kuriositäten in der Geschichte des Verkehrswesens. Der Sachverständige der Münchener Akademie beweist darin nämlich mit der Miene der Unfehlbarkeit, daß es schlechterdings unmöglich sei, die Dampfkraft für die Zwecke der Flußschiffahrt zu verwenden.

Einige Stellen aus dem Baaderschen Gutachten wirken heute mit dem Reiz unfreiwilliger Komik. U. a. wird ausgeführt, daß die Flöße, auf denen zurzeit Reisende stromabwärts befördert würden, „bei der außerordentlichen und stäten Geschwindigkeit der Donau unfreutig das möglich schnellste und wohlfeilste Fahrwerk sind, welches durch keine Maschinerie verbessert, viel weniger ersetzt werden kann. Eine Reise stromaufwärts hingegen würde bei dem glücklichsten Mechanismus, wegen des beträchtlichen Widerstandes und der vielen Krümmungen der Donau, so langsam ausfallen, daß man denselben Weg in der schlechtesten Landkutsche ungleich schneller und wohlfeiler zurücklegen könnte. Ebensovienig wie für die Passagierbeförderung könne das Dampfboot für den Warentransport auf der Donau in Betracht kommen.“ Unser Gutachter rechnet aus, daß eine Maschine von nicht weniger als 240 Pferdebkräften erforderlich sei, um ein Schiff mit der Geschwindigkeit die Donau aufwärts zu bewegen, die das Dampfboot auf dem Hudson habe. „Dies wäre

aber eine Maschine von einer ganz außerordentlichen Größe, welche für sich allein mit dem für einen Tag zu ihrem Betriebe nötigen Vorrat von Holz oder Steinkohlen beinahe schon die volle Ladung des Bootes machen, und deren Bau und Unterhaltung höchst unverhältnismäßige Kosten verursachen würde.“ Da aber „der langsamste Gang in mechanischer und ökonomischer Hinsicht immer der vorteilhafteste“ sei, so nimmt Baader für das Donaudampfboot eine Geschwindigkeit von nur 1 Fuß in der Sekunde ($\frac{1}{15}$ Kilometer die Stunde) an, so daß die Fahrt von Wien bis Ulm 40 Tage dauern würde. Um auch nur dieses Schneckenposttempo zu erzielen, ist nach Baader eine Maschine von 148 Pferdebkräften erforderlich, „eine der größten, schwersten und kostbarsten, welche gebaut worden sind.“ Dabei könne sich aber die Sache unmöglich rentieren; denn die reinen Frachtkosten eines Rentners von Wien bis Ulm würden sich auf 21 Gulden belaufen, während bei den gewöhnlichen Schiffszügen der Rentner nur 5 Gulden inkl. Gewinn koste. Baader kommt also, indem er seine Berechnungen noch als „viel zu günstig für das Dampfboot angesehen“ erklärt, zu dem zwingenden Schluß: „daß eine Anwendung irgend einer Erfindung dieser Art, wobei die Kraft des Wasserdampfes auf einem Schiffe selbst die gewöhnlichen Züge von Pferden am Ufer des Flusses ersetzen sollte, auf der Donau und überhaupt auf jedem etwas schnellen oder reißenden Strome durchaus nicht stattfinden könne.“ Die Beweggründe Baaders sind der bayerischen Regierung offenbar überzeugend erschienen; denn sie ist auf den Vorschlag Fultons nicht eingegangen. Die deutsche Dampfschiffahrt begann nicht auf der Donau, sondern auf dem Rhein, den 1816 im Juni zum ersten Mal ein Dampfer befuhr: die bayerische Akademie ist über diesen Hohn auf die Theorie ihres Sachverständigen sicher ganz sprachlos gewesen. — dy.

Thermoelemente. Eine Reihe physikalischer Erscheinungen, wie die Erwärmung und das Aufglühen eines dünnen Eisendrahts, den ein elektrischer Strom passieren muß, läßt uns erkennen, daß eine direkte Umkehrung der Elektrizität in Wärme erfolgt; umgekehrt muß es dann aber auch möglich sein, Wärme ohne weiteres in Elektrizität umzusetzen; dies ist gegenwärtig wohl eines der wichtigsten Probleme. Daß man tatsächlich die Energie einer jeden Wärmequelle in elektrischen Strom umwandeln kann, beweisen die Thermoelemente. Damit bezeichnet man Apparate, in denen aus uns heute noch unbekanntem Ursachen die erwähnte Umkehrung sich unmittelbar abspielt, wie es schon 1822 der Physiker Seebeck beobachtete. Wenn man zwei Bleche aus verschiedenen Metallen, eines von Wismut, das andere von Kupfer, an je einem Ende zusammenschweißt, die anderen beiden Enden offen läßt und an jedes einen Draht befestigt, so kann man darin einen Strom wahrnehmen, wenn man die Lötstelle erwärmt. Es müssen dabei aber zwischen den beiden Enden der Bleche Temperaturdifferenzen bestehen. Auf der einen Seite wird das Metall erhitzt, auf der anderen von der umgebenden Luft gekühlt, diese Temperaturunterschiede bewirken ein Ueberströmen der Wärme von der Erhitzungsstelle nach der kalten Seite. In der einen Hälfte des Apparats, d. h. in dem einen der beiden Metallbleche, fällt die Richtung des entstehenden elektrischen Stroms mit der Richtung der Wärmeströmung zusammen. Vielleicht zählt dieser Umstand mit zu den Gründen der elektrischen Erscheinung.

Gegenwärtig arbeiten die Erfinder an der Lösung der Frage, ob man das beschriebene Thermoelement auch zur Elektrizitätserzeugung im großen Maßstabe anwenden könnte, wodurch infolge der unmittelbaren Umkehrung der Wärme in Strom Dampfessel und Dampfmaschinen in Wegfall kämen. Ein Franzose Tissier konstruierte bereits ein für große Leistungen bestimmtes Thermoelement von ohenähnlicher Bauart, in dem die Blechelektroden durch Auskleidungen des Feuerkanals mit Mineralstoffen, Verbindungen geeigneter Metalle, ersetzt sind. Diese werden durch ein Feuer erhitzt und die erregten Ströme von eingebetteten Metallstäben nach außen abgeleitet. Allerdings vermag man noch nicht zu entscheiden, ob ein derartiger Apparat den Anforderungen entspricht, denn im allgemeinen ist die Wirkung eines Thermoelements nicht sehr hoch. Wiewohl dieser daher in verschiedenen Ausführungen nur zur Gewinnung mäßiger Elektrizitätsmengen für Experimentierzwecke, zum Laden kleiner Akkumulatoren und ähnlichem. Als Thermobatterie oder Thermosäule, wie man sie hier gebraucht, treffen wir einen Apparat an, der aus zahlreichen einzelnen Blechelementen zusammengestellt ist. Viele Paare zweckmäßig geformter Bleche, die eine Art aus einer Zinn-Antimonlegierung, die andere aus einem

Nickelmetall, beide mit gewissen Zusätzen vermischt, um die Haltbarkeit zu erhöhen und die Strombildung günstig zu beeinflussen, sind in einer wagerechten Reihe fest aneinander gefügt. Durch die Gruppierung der Lötstellen entsteht auf der einen Seite ein Kanal, in dem also die sämtlichen wirksamen Verührungsstellen der einzelnen Thermoelemente aufeinander folgen, dies ist der Ort, wo die Gasflammen heizen. Es spielen sich dieselben Vorgänge ab, wie in dem oben geschilderten Beispiele des einzelnen Elements. Infolge der großen Zahl summieren sich in der Thermosäule die Spannungen. Ein solcher Apparat benötigt etwa 25 Liter Leuchtgas, um eine Elektrizitätsmenge von einem Watt eine Stunde hindurch zu erzeugen. Diese geringe Ausnutzung der Wärme wird, soweit es sich um Stromgewinnung im Kleinen handelt, durch die Vorteile aufgewogen, die die Thermosäule gegenüber anderen chemischen Batterien aufweist, nämlich, daß sie sofort nach Entzünden der Gasflammen gebrauchsfertig ist und dann lange arbeitet, ohne scharfe Dünste auszustößen; auch die Metallteile werden in äußerst geringem Maße abgenützt. — kh.

Kessel zum Kochen und Entlohen von Korken. Zum schnellen und rationellen Kochen von Korken werden neuerdings recht zweckmäßig gestaltete Spezialkessel hergestellt. Ein solches Gefäß zum Kochen, Waschen, Erweichen und Entlohen von Korken besteht aus einem Kessel und einem verschließbaren Einsatz. Der aus einem Blechrahmen mit Drahtgestlecht hergestellte Einsatz ist mit Füßen versehen und trägt am oberen Rande zwei hervorstehende Blechstreifen, die beim Einstellen in den Kessel unter zwei Stifte geschoben werden. Hat man einen solchen Einsatz mit Korken, die gereinigt werden sollen, gefüllt, so bringt man ihn in den mit Wasser gefüllten Kessel. Durch die erwähnte Befestigungsvorrichtung wird verhindert, daß der Einsatz durch den Auftrieb der Korken in die Höhe gehoben wird. Der Kessel selbst wird, bevor man ihn auf Feuer setzt, noch mit einem besonderen Deckel verschlossen, damit Belästigungen durch Wasserdampf möglichst vermieden werden.

Durch den Kochprozeß werden alle unreinen Bestandteile aus den Korken herausgebracht. Während der dann folgenden Abkühlung setzen sich die Verunreinigungen auf den Kesselboden ab. Da nun der Einsatz im Kessel auf Füßen steht, so befinden sich auch die untersten Korken so hoch, daß sie durch die sich am Boden absetzenden Verunreinigungen nicht wieder verschmutzt werden können. Auf diesem Wege wird also in einfachster Weise eine schnelle und gründliche Reinigung der Korken erzielt. Nach beendetem Kochprozeß nimmt man den Einsatz mit den Korken aus dem Kessel heraus und spült mit kaltem Wasser nach. Den Einsatz mit dem Inhalt kann man nun an den Platz der weiteren Verarbeitung bringen, wo dann die Verkorfung durch die direkte Entnahme der Flaschenverschlüsse aus dem Einsatz bewirkt wird. Hat man Reservereinsätze, so kann man, nachdem der Kessel wieder mit reinem Wasser gefüllt ist, sofort eine zweite Portion Korken in Behandlung nehmen.

Der Kessel ist für größere Betriebe, in denen Wein-, Bier-, Mineral- und ähnliche Flaschen verkorft werden müssen, darum besonders zweckmäßig, weil in diesem Apparat alle Korken unter Wasser gekocht werden, so daß nur zur Hälfte erweichte Korken wie bei dem bisherigen Ausbrühen nicht mehr zu befürchten sind. Damit werden auch die bei halb- oder schlechtgebrühten Korken sonst so oft vorkommenden Flaschenbrüche beim Verkorfen vermieden, da das Verschlussmaterial gleichmäßig weich ist. Bekanntlich muß man die vielfach beachteten Erübungen von Getränken auf ungenügend gereinigte Korken zurückführen, da die Korklöse und sonstige Unreinlichkeiten beim Verkorfen und auch bei längerer Lagerung der Flaschen abgesetzt werden und so die Getränke trüben, wohl auch zum Teil ungenießbar machen. Bei Wein, der durch mangelhafte Reinigung der Flaschenverschlüsse gelitten hat, pflegt man denn auch zu sagen, daß „er nach dem Korken schmeckt“. Alle diese Mißstände werden durch den praktischen Apparat, der in kleineren Ausführungen natürlich auch für Haushaltungszwecke in Betracht kommt, in einfachster Weise beseitigt, da ein rationelles Waschen, Erweichen und Entlohen des Materials unserer Flaschenverschlüsse keine Schwierigkeiten mehr bietet. — y.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!